

Uta Pohl-Patalong

„Der Gesang, der macht die Seele frei, hab' ich das Gefühl“

Erleben von Musik im Gottesdienst

Schon lange wurde aufgrund vielfältiger Alltagswahrnehmung (bzw. eher sonntäglicher Beobachtung) vermutet, dass die Musik eine eminent wichtige Rolle spielt für die Frage, wie Menschen den Gottesdienst erleben. Doch erst in jüngerer Zeit wurden Gottesdienstbesucherinnen und -besucher detailliert danach befragt und kamen damit in ihrer subjektiven Perspektive zu ihrem Erleben gottesdienstlicher Musik selbst zu Wort. Die kürzlich erschienene Studie „Singen im Gottesdienst“,¹ entstanden unter maßgeblicher Beteiligung von Harald Schroeter-Wittke, trägt dazu bei, die schon seit längerem postulierte Orientierung an den Subjekten in der Praktischen Theologie² ernst zu nehmen und methodisch umzusetzen. Damit stellt Harald Schroeter-Wittke sein weites musikalisches Spektrum und seine profunden Kenntnisse in sehr unterschiedlichen musikalischen Richtungen unter Beweis, mit denen er u. a. auch die Rubrik „Literatur/Medien/Kultur“ der Zeitschrift „Praktische Theologie“ regelmäßig bereichert.

„Singen im Gottesdienst“ geht aus von der Klage über einen angeblichen Niedergang des Singens im Gottesdienst, die die Studie – jedenfalls in dieser Pauschalität – eindrucksvoll widerlegt. Vor diesem Hintergrund untersucht sie das Gesangsverhalten von Gottesdienstteilnehmenden, ihre musikalischen Präferenzen, fördernde und hindernde Faktoren für das Mitsingen im Gottesdienst, die Bereitschaft zum Lernen neuer Lieder und ähnliche Aspekte.

1 Vgl. Klaus Danzeglocke/Andreas Heye/Stephan A. Reinke/Harald Schroeter-Wittke (hg. im Auftrag der liturgischen Konferenz): Singen im Gottesdienst. Ergebnisse und Deutungen einer empirischen Untersuchung in evangelischen Gemeinden, Gütersloh 2011. Eine Zusammenfassung findet sich in Andreas Heye/Heiner Gembris/Harald Schroeter-Wittke: Singen im Gottesdienst. Eine empirische Studie, Liturgie und Kultur 1 (2010), 29–43.

2 Vgl. besonders nachdrücklich die Arbeiten von Henning Luther: Religion und Alltag. Bausteine zu einer Praktischen Theologie des Subjekts, Stuttgart 1992.

Mit einer etwas anders gelagerten Fragestellung habe ich im letzten Jahr ebenfalls Gottesdienstbesucherinnen und -besucher befragt.³ Dabei stand ihr Erleben des gesamten Gottesdienstes, seiner einzelnen Elemente wie bestimmter Aspekte und Faktoren im Mittelpunkt. Ziel der Studie war eine vertiefte Wahrnehmung dessen, was eigentlich für die Teilnehmenden im Gottesdienst geschieht und welche Relevanzen sich in ihrem Erleben des Gottesdienstes zeigen. Durchgehend wurde dabei die Musik als Element von besonderer Bedeutung für das Erleben des Gottesdienstes deutlich. Es lohnt sich nun, das Element „Musik“ zu Ehren des Jubilars einmal aus dem „Gesamtkunstwerk“ Gottesdienst herauszulösen und gesondert zu betrachten. Dies eröffnet dann anschließend die Möglichkeit, die beiden empirischen Studien in Beziehung zu setzen.

1. Zur Studie „Gottesdienst erleben“

Insgesamt 22 Menschen, die regelmäßig oder unregelmäßig den evangelischen Gottesdienst besuchen, wurden in ein- bis zweistündigen qualitativen Interviews dazu befragt, wie sie den Gottesdienst in seinen einzelnen Elementen und Aspekten erleben. Da „Erleben“ die emotionale Ebene ebenso einschließt wie das Verständnis des Gottesdienstes und den jeweils persönlichen Zugang zu ihm, kommt die Sicht der Gottesdienstteilnehmenden umfassend zu Wort und ermöglicht vertiefte und differenzierte Einblicke. Entsprechend trennt die Studie bewusst nicht von vornherein zwischen „agendarischen“ und „alternativen“ Formen, sondern geht vom Gottesdienst in seinen vielfältigen Facetten aus und ermöglicht es den Interviewpartnerinnen und -partnern, sich auf unterschiedliche Gottesdienstformen zu beziehen.

Bei der Auswahl der Interviewten war ein differenziertes Set von Kriterien leitend.⁴ Neben den unterschiedlichen Zugängen zum Gottesdienst und einer unterschiedlichen Teilnahmelogik zwischen sehr regelmäßigem und sporadischem Besuch waren dies *Alter* (zwischen 20

3 Vgl. Uta Pohl-Patalong: *Gottesdienst erleben. Empirische Einsichten zum evangelischen Gottesdienst*, Stuttgart 2011. Interessanterweise wurde fast zeitgleich eine auf die Musik fokussierte Studie erstellt, die ebenfalls auf das Erleben abzielt, vgl. Jochen Kaiser: *Religiöses Erleben durch gottesdienstliche Musik. Eine empirisch-rekonstruktive Studie (Arbeiten zur Pastoraltheologie, Liturgik und Hymnologie)*, Göttingen 2012.

4 Vgl. Pohl-Patalong, *Gottesdienst erleben*, 68ff.

und 80 Jahren; aus jedem Jahrzehnt sollten mindestens zwei Personen vertreten sein), *Geschlecht* (Frauen und Männer sollten gleichmäßig vorkommen), *regionale Verteilung* (Menschen aus Nord- und Süddeutschland sowie aus West- und Ostdeutschland), gleichmäßige *Stadt-Land-Verteilung* und eine möglichst gleichmäßige Verteilung der *Lebensstile* (mindestens zwei Angehörige jedes Lebensstils sollten befragt werden, und nicht mehr als ein Viertel der Interviews sollte von Angehörigen eines Lebensstils stammen).

Selbstverständlich wurden ihre Daten anonymisiert und die Interviews mit Codenamen versehen. In den Interviews haben wir die Partnerinnen und Partner zunächst in einem offenen Erzählimpuls gebeten, von ihrem Zugang zum Gottesdienst zu erzählen. Anschließend haben wir anhand eines Interview-Leitfadens nach einzelnen Elementen und Aspekten des Gottesdienstes gefragt. Diese Interviews wurden transkribiert und dann nach dem Auswertungsansatz „Kategorienbildung am Material“⁵ codiert und ausgewertet. Hermeneutisch leitend war dabei die Identifikation unterschiedlicher Erlebens„logiken“. „Logik“ ist dabei nicht mathematisch oder philosophisch zu verstehen, sondern einer Erlebenslogik zu folgen, erfasst den Gottesdienst unter einem bestimmten Gesichtspunkt.⁶

2. Die Bedeutung des Elementes „Musik“

Die Bedeutung der musikalischen Gestaltung des Gottesdienstes im Blick auf die Lieder, die Liedbegleitung und die instrumentelle Gestaltung wurde von den Befragten auffallend breit und auffallend emotional thematisiert.⁷ Wesentlich häufiger als bei anderen gottesdienstlichen Elementen erfolgte eine spontane Thematisierung, ohne dass nach

5 Vgl. Christiane Schmidt: „Am Material“: Auswertungstechniken für Leitfadeninterviews, in: Barbara Friebertshäuser/Annedore Prengel (Hg.): Handbuch qualitative Methoden in der Erziehungswissenschaft, Weinheim/München 1997, 544–568.

6 Vgl. Pohl-Patalong, Gottesdienst erleben, 93ff.

7 Die große Bedeutung der Kirchenmusik entspricht auch den Ergebnissen der Untersuchung des Bayerischen Gottesdienstinstituts, vgl. Hanns Kerner: Die Kirchenmusik. Wahrnehmungen aus zwei neuen empirischen Untersuchungen unter evangelisch Getauften in Bayern, hg. vom Gottesdienstinstitut der Evang.-Luth. Kirche in Bayern, Nürnberg o. J., 3. Auch die Interviews der IV. EKD-Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung bestätigen die hohe Bedeutung der Musik, vgl. Stahlberg, Thomas: Sonntags in der Kirche, in: Ursula Roth u. a. (Hg.): Sonntäglich. Zugänge zur Verständnis von Sonntag, Sonntagskultur und Sonntagspredigt (ÖSP Bd. 4), München 2003, 187–207, 204.

diesem Element dezidiert gefragt wurde. Durchgehend werden Musik und Lieder als zentral für das gottesdienstliche Erleben benannt. Dabei wird von den Interviewpartnerinnen und -partnern nur selten in ihren Äußerungen zwischen Liedern, Vorspiel und Nachspiel, dem bevorzugten Instrument sowie – sofern vorhanden – sonstigen musikalischen Elementen unterschieden, so dass die Studie dies ebenfalls nicht tut.

Auffallend ist die Häufigkeit, mit der bei der abschließenden Frage nach drei Wünschen für den Gottesdienst die Musik und die Lieder genannt werden: Gewünscht werden „ein Gottesdienst, in dem halt schön viel gemeinsam gesungen wird“ (Nina 20,2f.), „schöne Lieder“ (Beate 14,3, Otto 14,27) oder „schöne Musik“ (Verena 15,26f.), manchmal auch im Sinne der jeweiligen stilistischen Vorlieben der Befragten als „viel mehr alte Kirchenmusik“ (Verena 15,26f.) oder auch als die eigenen „Lieblingslieder“ (Ralf 13,29) benannt. Emil wünscht sich hingegen in Bezug auf die Kirche insgesamt eine gravierende musikalische Veränderung hin zu modernerer Musik: „Da muss ganz gewaltig was passieren“ (Emil 22,31). Die hohe Bedeutung von Musik für den Gottesdienst drückt sich in dem Wunsch von Christiane aus, einen Gottesdienst einmal rein musikalisch gestaltet zu erleben:

„Au Mann, also ich könnte, glaube ich, einen ganzen Gottesdienst mit nur Musik irgendwie ertragen. Das wäre, also für mich wäre das eine ganz große Aussage. Ich kann ja in der Musik, das ist so mein Medium, damit kann ich Trauer und Freude irgendwie ausdrücken, und das spricht es bei mir an und vielleicht auch alles andere, ist mir schon etwas Wichtiges.“ (Christiane 15,16–21)

Über diese generell hohe Bedeutung der Musik hinaus ermöglicht eine nähere Analyse der Äußerungen vertiefte Einblicke in im Detail durchaus unterschiedliche Logiken des Erlebens.

3. Logiken des Erlebens gottesdienstlicher Musik

3.1 *„Es soll mich ansprechen, es soll mich auch berühren“ – Musik als Vermittlerin von Emotionen*

Durch etliche Interviews zieht sich die Erfahrung, dass Musik Emotionen auslöst und den Menschen in seinem Innersten „berührt“ und „anspricht“. Musik ist „ein wahnsinnig guter Vermittler [...] von

Emotionen“ (Verena 7,5–6). Der emotionale Aspekt wird quer durch die Lebensstile, Generationen, Geschlechter und regionalen Verteilungen immer wieder als wesentlicher Aspekt des Erlebens von Musik genannt:

„Ja, das also ... das ist ... da bin ich ganz gerührt. Das ... ja, das trägt mich richtig. Das ist fast ... wenn das richtige Lied kommt, ist das für mich fast das Wichtigste.“ (Manfred 12,22–24)

Nur selten wird jedoch näher ausgeführt, was genau bei den Einzelnen emotional in der Berührung durch die Musik geschieht, vermutlich entzieht sich dies auch der Versprachlichung. In zwei Interviews finden sich jedoch zumindest Hinweise auf das konkrete Erleben der Musik im Gottesdienst. So beschreibt Verena ihr musikalisches Erleben als leibliche Raumerfahrung, von der sie ergriffen wird und die einen starken Eindruck bei ihr auslöst:

„Die Orgel ist ja ein sehr, wie soll ich sagen, kann ein sehr dominantes Instrument sein. Allein, wenn ich mir diese tiefen sonoren Bässe überlege. Das geht einfach durch, erfasst so den ganzen Raum und einen selber. Manchmal merkt man richtig, wie das zittert. Das ist schon sehr ergreifend.“ (Verena 7,27–30)

Die Musik ist in ihrem Erleben also eine externe Größe, die sie umgibt und etwas Emotionales in ihr auslöst. Christiane hingegen erlebt Musik als ein Medium, das Emotionen bei ihr weckt, ihr aber auch zur Verfügung steht, um diese auszudrücken:

„Ich kann ja in der Musik, das ist so mein Medium, damit kann ich Trauer und Freude irgendwie ausdrücken, und das spricht es bei mir an und vielleicht auch alles andere.“ (Christiane 15,16–21)

Bei Christiane erscheint Musik eher als Partnerin, die etwas anspricht und sich als Medium des eigenen Ausdrucks zur Verfügung stellt.

Gemeinsam ist diesen Bildern jedoch die hohe emotionale Qualität der Musik, die nicht unwesentlich für ihre große Bedeutung für das Erleben des gesamten Gottesdienstes verantwortlich sein dürfte.

3.2 „Der Gesang, der macht die Seele frei“ – Musik als Öffnerin von Herz und Seele

Neben dieser allgemein emotional berührenden Wirkung erleben drei der Befragten⁸ in auffallend parallelen Formulierungen Musik als öffnend bzw. aufschließend für Herz und Seele. Die Formulierungen lauten:

„Hach, so ein guter Bachchoral, da geht einem schon das Herz auf. Wichtiger Aufschließer, wichtiger emotionaler Aufschließer.“ (Dieter 7,22–24)

„Für die Seele, das erleichtert.“ (Manfred 12,7)

„Der Gesang, der macht die Seele frei, hab ich das Gefühl.“ (Sigrid 3,5–6)

In unterschiedlichen Varianten wird damit die Wirkung der Musik als öffnend, entlastend und befreiend beschrieben. Konnotiert ist damit ein Zustand der Verslossenheit, der Belastung und der Unfreiheit von Herz und Seele, der nach einer Form von „Erlösung“ ruft. Die Musik wird in dieser Linie als Subjekt erlebt, als aktive Größe, die auf den Menschen wirkt, ohne dass der Mensch dazu etwas von sich aus beitragen muss.

Sowohl das Herz als auch die Seele dürften dabei als Chiffren für die eigene Persönlichkeit, für das „innere Selbst“, interpretierbar sein. Die Musik hat damit eine tief befreiende, ja erlösende Wirkung auf die Person. Damit kommt sie in die Nähe einer religiösen Dimension, ohne dass sie explizit als solche benannt wird.

3.3 „Musik im Gottesdienst hat eine dienende Funktion für mich“ – Musik als Verkündigung

Eine weitere Logik erlebt Musik in ihrer inhaltlichen Aussage und misst dieser eine theologische Qualität zu. Dieter spricht explizit von der „dienende[n] Funktion“ der Musik im Gottesdienst und bezieht diese Dimension besonders auf die Rolle des Organisten:

„Musik im Gottesdienst hat eine dienende Funktion für mich. Und immer dann – und das ist gelegentlich schon der Fall gewesen – wenn ich meine festzustellen [...], dort ist der Organist mehr mit seiner eigenen

8 Die drei Voten stammen in diesem Sample alle von Angehörigen der älteren Generation (was durchaus Zufall sein kann), die jedoch drei verschiedenen Lebensstilen, Ost und West, weiblich und männlich, angehören.

Selbstdarstellung beschäftigt oder mit der Eigenproduktion beschäftigt, als dass er dem Gottesdienst dient bei Vorspielen, bei Begleitungen, bei Choralbegleitungen oder so, dann [...] werde ich missmutig.“ (Dieter 7,13–20)

Gottesdienstliche Musik ist für Dieter kein Vehikel menschlicher Selbstdarstellung, sondern Dienst. Der Inhalt des Dienstes wird hier nicht genannt, die Assoziation der klassischen Formulierung „Dienst am Worte Gottes“ liegt jedoch nahe. In jedem Fall wird in dieser Erlebenslogik Musik nicht als Selbstzweck, sondern als Medium religiöser Inhalte verstanden.

Ganz ähnlich argumentiert interessanterweise Jogi, der von Lebensstil, Generation und seinen gottesdienstlichen Vorlieben her sich fast diametral zu Dieter verhält:

„Das, nein, die Schwingungen, die im Gesang nötig sind, um seine Stimmungselemente, sein Schwingungsbild zu erhöhen. Also nicht unbedingt den Text, der ist auch wichtig, aber wichtig ist auch das Singen – fast so wichtig wie Beten.“ (Jogi 6,31–35)

In dieser Linie beinhaltet die Musik gegenüber der sprachlichen Ebene einen Mehrwert, der sie besonders geeignet sein lässt für die transzendente Dimension.

3.4 „Das Gefühl der Vertrautheit schon“ – Musik als Geborgenheit

Weiter kann Musik ein Gefühl von Vertrautheit, Geborgenheit und Heimat auslösen im Sinne des Gefühls „hier bin ich richtig“. Beide Äußerungen dazu sind sehr kurz, so dass sie auch nicht überinterpretiert werden sollen, zielen jedoch deutlich in dieselbe Richtung. Christiane sprach zuvor von dem Gefühl, das sie in manchen Gottesdiensten (und in anderen gar nicht) erlebt:

„[Da] fühl ich mich zu Hause. Es ist so wie nach Hause kommen. Da bin ich mitten drin.“ (Christiane 6,2f.)

Bezieht Christiane dieses Heimatgefühl auf das Erlebnis des Singens an sich, macht Ralf das Gefühl von Geborgenheit vor allem an der Bekanntheit der Lieder fest, wenn er diese in fremden Kontexten singt:

„Das Gefühl der Vertrautheit schon. Also, das ist schon der Gottesdienst selbst. Das ist ja auch – das sind ja auch die gleichen Lieder und alles, das ist ja schon so, dass ich das kenne.“ (Ralf 2,29–32)

Wenn Ralf dieselben Lieder, die er von zu Hause kennt, in einer anderen Umgebung wieder trifft und mitsingen kann, gibt ihm dies – vermutlich in Verbindung mit der Emotionen auslösenden Wirkung der Musik – das Gefühl von Heimat und Geborgenheit, das seinen Zugang zum Gottesdienst auch insgesamt prägt.

Dass die im Gottesdienst gesungenen Lieder mit einem potenziellen Gefühl von Heimat und Vertrautheit konnotiert werden, wird auch durch den in verschiedenen Interviews geäußerten Wunsch nach bekannten Liedern deutlich. Dieser hat sicher auch, wie gelegentlich geäußert, mit einem Gefühl von Peinlichkeit zu tun, wenn man Lieder nicht oder nicht gut mitsingen kann:

„Wenn ich die nicht kenn’, und das sind so schwierige Lieder, ärger’ ich mich immer, weil ich die Noten dann nicht lesen kann, und dann komm’ ich nicht hinterher und versing’ mich, und das mag ich nicht.“ (Nina 4,9–13)

Die Äußerungen lassen jedoch eine tiefere emotionale Komponente dabei erkennen:

„Aber wenn Gemeindemitglieder vor neue Lieder gesetzt werden, die sie gar nicht kennen, dann singen die nicht mehr so mit Freude. Die Freude kommt dadurch ‚aha, das kenn ich. Das kann ich sogar schon.“ (Gertrud 10,10–12)

„Was mich begeistert: Wenn da Lieder kommen, die ich kenn’ und die so auch ... mein allerschönstes ist ja auch Paul Gerhardt: ‚Geh aus mein Herz’, [...] das könnte ich alles von vorne bis hinten singen.“ (Manfred 19,19–24)

Emotionen wie Freude und Begeisterung können also offensichtlich nicht nur durch die Musik an sich (wie oben dargestellt) ausgelöst werden, sondern insbesondere durch das Singen bekannter Lieder.

3.5 *„Einfach Spaß dran haben und sozusagen auch 'n Teil dieser Gemeinschaft sein“ – Musik als Gemeinschaftserlebnis*

Eine weitere Erlebenslogik begreift den Gemeindegesang primär als Gemeinschaftserlebnis. Die Gemeinsamkeit des Singens beruht dabei gerade nicht auf einer spezifischen Fähigkeit und damit auf etwas, was man erwerben oder verlieren könnte, sondern es ist voraussetzungslos. Lena empfindet sich selbst als gesänglich nicht besonders begabt, entlastend ist für sie aber gerade, dass sich dafür im Gottesdienst niemand interessiert. Alle – auch sie selbst – können mitmachen und werden durch das gemeinsame Singen zu einer Gemeinschaft verbunden:

„Es gibt ja genug Leute, die nicht unbedingt so ... jeden Ton treffen, und trotzdem machen sie mit. Weil sie's einfach mögen und, denk' ich auch, weil sie einfach 'n [...] Teil sein wollen von der Gemeinschaft, weil alle singen, und man möchte sich dann einfach nicht ausgrenzen, denk' ich mal auch. Es ist [...] auch einfach egal, und man wird ja auch nicht irgendwie missachtet dann sozusagen, wenn man jetzt falsch singt. Ist ja keiner, der hinterher sagt ‚öh, guck mal, der kann nicht singen‘, oder so was. Es interessiert die Leute in dem Moment einfach auch nicht. Man kann einfach man selbst sein und einfach Spaß dran haben und sozusagen auch 'n Teil dieser Gemeinschaft sein, man kann mit allen zusammen so'n Stück aktiv werden. Egal ob man jetzt singen kann oder auch eben nicht kann. Trotzdem kann man mitmachen.“ (Lena 18,32–19,13)

3.6 *„... und dann auch bitte ein bisschen fröhliche Lieder“ – Musik als Freude*

Durch auffallend viele Interviews – unabhängig von Generation, Geschlecht, Lebensstil und regionaler Verteilung – zieht sich ein Bedürfnis nach dem Singen fröhlicher Lieder, das meist als Wunsch formuliert wird:

„Ich find's schön, wenn man singt, und ich finde es sehr schön, wenn es ein sehr schönes Lied ist, ein flottes Lied, ein neues Lied vielleicht auch oder ein altes fröhliches Lied. Das finde ich gut.“ (Uwe 9,3–6)

Dies wird von den Befragten nicht immer als gottesdienstliche Realität erlebt:

„... und dann auch bitte ein bisschen fröhliche Lieder. Also das vermisse ich auch, dass häufig die Lieder sehr tragend und schwer und ich finde auch, fast immer zu langsam gespielt werden, und noch 'ne Strophe, noch 'ne Strophe, niemand weiß mehr, wie es geht, und das finde ich schade.“
(Andrea 3,15–18)

Auch damit wird noch einmal die enge Verbindung zwischen Musik und Emotionen bestätigt: Offensichtlich wird der Emotionscharakter der Lieder sehr sensibel wahrgenommen und gegenüber einer eher als schwermütig oder tragend empfundenen Tradition der Wunsch nach leichten, positiven Gefühlen formuliert.

3.7 „Und manchmal wundert man sich dann auch, was man da eigentlich gerade singt“ – Musik als inhaltliche Aussage

Fokussierten die bisher dargestellten Erlebenslogiken stärker die emotionale Wirkung der Musik, die primär durch die Melodieführung ausgelöst wird, werden Lieder in einer anderen Logik des Erlebens auch inhaltlich wahrgenommen. Eine Linie dieser Erlebnislogik zielt dabei schlicht auf die Frage der Verständlichkeit:

„Und denn möchte ich das auch wissen, wat da steht, nech.“ (Manfred 9,30–10,2)

Dies scheint den Befragten nicht immer gegeben zu sein:

„Alte Lieder haben oft auch eine Sprache, die ich [...] nicht verstehe, die die Konfirmanden noch viel weniger verstehen. So denke ich dann manchmal, mit einer guten Aussage, also [...] es müssen einfach Texte sein, die mich ansprechen, die nicht einfach so 'runtergesungen werden. Also, ich will mal fast sagen, wie 'ne Predigt.“ (Emil 7,25–32)

Von den Liedern wird in dieser Linie also eine verständliche Aussage, gleichzeitig aber auch ein persönlich ansprechender Inhalt erwartet. Auch Christiane folgt dieser Erlebnislogik und kritisiert nicht nur die Unverständlichkeit traditioneller Liedtexte, sondern ihre inhaltlichen Aussagen:

„[Ich habe] schon auch mit einigen Texten [...] Probleme. ‚Ich bin nur ‚welke Blume‘ oder so ... das gibt doch diese, ne?! Da hab ich schon mal zu meiner Nachbarin gesagt: ‚Bist du eine welke Blume?‘ (lacht herzlich.)

Da stell' ich mir vor, was soll Gott eigentlich mit einer welken Blume?
Das kann ja gar nicht passen. Da kann nichts blühen, nech. Und [...] einige Texte sind eben so. Schlimm, ne?!" (Christiane 6,21–27)

Diese Erlebenslogik zeigt in besonderem Maße, wie sehr sich Gottesdienstbesucherinnen und -besucher mit Inhalten auseinander setzen und sie bewusst wahrnehmen und reflektieren.

3.8 „Und eine gute Musik, die aber wirklich anspricht.“ – Musik in der Perspektive von Qualität

Schließlich ist in einigen Interviews auch das Erleben von Musik nach Qualitätsgesichtspunkten zu finden. Zumeist wird dafür schlicht das Stichwort „gut“ gewählt – das unterschiedlich oder auch gar nicht konkretisiert wird. Bei Friedrich beispielsweise wird das Stichwort „gut“ mit dem emotionalen Kriterium des „Ansprechens“ verbunden:

„Und eine gute Musik, die aber wirklich anspricht.“ (Friedrich 6,19–20)

Interessanterweise kann die Erlebenslogik der Qualität mit einer expliziten Abgrenzung von einer klaren Positionierung zwischen klassischer und moderner Musik verbunden werden:

„Ach, das kann alles sein. Da gibt es wenig Grenzen. [...] Auch da zählt für mich weniger die Musik. Also weniger der Stil als die Tatsache, dass das mit Liebe gemacht wurde. Wenn ich die Seele durchhöre, dann ist alles gut.“ (Kai 5,9–11)

Als Kriterium für „Qualität“ nennt Kai hier „mit Liebe gemacht sein“ und „die Seele durchhören“ und grenzt diese Wahrnehmung explizit von einer Orientierung an stilistischen Richtungen ab. Gottesdienstliche Musik ist dann für ihn gelungen, wenn sie authentisch gespielt und gesungen wird, also wenn für Menschen mit ihrer „Seele“, ihrer eigenen Person, in ihrer Tiefe, spürbar wird.

4. Gemeinsamkeiten und Unterschiede der Studien

Stellt man die Studie „Singen im Gottesdienst“ und die Untersuchung des Elementes Musik in der Studie „Gottesdienst erleben“ gegenüber, so fallen deutliche Gemeinsamkeiten auf, die angesichts der ganz

unterschiedlichen methodischen und hermeneutischen Ansätze eher erstaunlich als erwartbar sind. So ist die Studie „Singen im Gottesdienst“ quantitativ orientiert⁹ und arbeitet mit ausgeteilten Fragebögen, auf denen Antworten angekreuzt werden können, die jedoch auch Raum für individuelle Kommentare lassen. Entsprechend dem Ansatzpunkt der Studie wurden die Fragestellungen im Vorfeld präziser formuliert, als dies in der wesentlich weiter angelegten qualitativ orientierten Studie „Gottesdienst erleben“ der Fall war. Entsprechend werden in den beiden Studien teilweise Aspekte erfragt, die die jeweils andere Studie gar nicht in den Blick nimmt, wie beispielsweise seitens der Paderborner Studie die Frage nach musikalischen Präferenzen generell,¹⁰ der Singfreude¹¹ oder die Einschätzung der eigenen Singfähigkeit.¹² Zudem ist die Paderborner Studie nicht unerheblich von der Frage geleitet, welche Aspekte das Mitsingen im Gottesdienst hindern oder fördern, und impliziert damit eine Perspektive kirchlichen Handelns, während „Gottesdienst erleben“ das subjektive Erleben der Gottesdienstteilnehmenden und seine Logiken vertieft verstehen möchte.

Angesichts dieser Differenzen sind die folgenden Gemeinsamkeiten umso auffällender:

1. In beiden Studien wird die große Relevanz der Frage der Bekanntheit gottesdienstlicher Lieder und der Sympathie für diese deutlich.¹³ Die Erkenntnis der Paderborner Studie, „dass die Vertrautheit eines Gottesdienstliedes sich positiv darauf auswirkt, ob man ein Lied mag oder nicht“¹⁴, erscheint implizit auch in „Gottesdienst erleben“, insofern mehrfach die Ablehnung bestimmter Lieder mit dem Hinweis auf deren Unbekanntheit begründet wird. Auch in „Singen im Gottesdienst“ ist die Tatsache, dass man ein Lied nicht kennt und/oder nicht mag, der größte Hinderungsgrund dafür, es mitzusingen.¹⁵

9 Vgl. Heye/Gembris/Schroeter-Wittke, *Singen im Gottesdienst*, 19.

10 Vgl. a.a.O., 30ff.

11 Vgl. a.a.O., 32ff.

12 Vgl. a.a.O., 35ff.

13 Vgl. a.a.O., 43.

14 Ebd.

15 Vgl. a.a.O., 44.

2. Gemeinsam ist den beiden Studien auch die Erkenntnis, dass bei aller Präferenz für bestimmte musikalische Stilrichtungen die Offenheit, neue Lieder zu lernen und sich damit auch auf andere musikalische Richtungen als die vertrauten und bevorzugten einzulassen, groß ist.¹⁶ Auch die Tatsache, dass die Antwort, dass es „an der Musik“ liegt, wenn nicht mitgesungen wird, verhältnismäßig selten genannt wird, spricht für eine relativ große Offenheit von Gottesdienstteilnehmenden gegenüber unterschiedlichen musikalischen Richtungen.
3. Gleichzeitig sind Präferenzen für unterschiedliche musikalische Richtungen in beiden Studien deutlich, die – was in der quantitativ ausgerichteten Paderborner Studie methodisch präziser herausgearbeitet werden konnte – mit den Faktoren Alter und Bildungsstand korrelieren. Insofern ist das Postulat der Paderborner Studie, dass die „Pluralität musikalischer Stile [...] ein wesentliches Element der Gottesdienstgestaltung“¹⁷ sein sollte, nachdrücklich zu unterstützen.
4. Weiter wird in beiden Studien deutlich, dass Gottesdienstbesucherinnen und -besucher durchaus aufmerksam auf den Text von Liedern achten und dass es ihr Erleben und/oder ihr Mitsingen durchaus stören kann, wenn die Texte veraltet, schwer verständlich oder auch theologisch anstößig sind.¹⁸
5. Beide Studien sind sich zudem in der hohen emotionalen Bedeutung der Musik einig. Dies kommt in „Singen im Gottesdienst“ vor allem in der Erkenntnis zum Ausdruck, dass weniger der Text als die Melodie „primär für die Emotionen verantwortlich ist“,¹⁹ während die hohe emotionale Bedeutung der Musik in „Gottesdienst erleben“ vielfach von den Befragten benannt wird (s. o.).

16 „Die Ergebnisse unserer Studie zeigen zudem, dass 85 % der Gottesdienstteilnehmerinnen gewillt sind, neue Lieder im Gottesdienst kennen zu lernen, was für eine offene Haltung der Befragten gegenüber unterschiedlichen Gottesdienstgesängen spricht“, a. a. O., 46. Damit kommen beide Studien zu einem anderen Ergebnis als die Studie des bayrischen Gottesdienstinstituts, vgl. Kerner, Die Kirchenmusik, 22.

17 Heye/Gembris/Schroeter-Wittke, Singen im Gottesdienst, 55.

18 A. a. O., 45.

19 A. a. O., 47.

6. Die Ergebnisse von „Gottesdienst erleben“ unterstützen zudem die Erkenntnis der Paderborner Studie, „dass die singende Gemeinde sensibel auf die Liedgestaltung reagiert und [...] einen Qualitätsanspruch hinsichtlich des Gottesdienstgesanges hat.“²⁰ Dieser wurde als Logik des Erlebens in „Gottesdienst erleben“ sehr deutlich.

7. Insgesamt lassen besonders die individuellen Kommentare der Paderborner Studie in ähnlicher Weise implizite Logiken erkennen, wie dies die Studie „Gottesdienst erleben“ herausarbeitet, so z. B. die Logik der inhaltlichen Aussage des Textes, der Mitsingfähigkeit oder der Wahrnehmung von Musik unter dem Gesichtspunkt ihrer Qualität.²¹ Möglicherweise könnte der hermeneutische Ansatz von „Gottesdienst erleben“, unterschiedliche Logiken des Erlebens zu identifizieren und zu deuten, einen produktiven Impuls für weitere Arbeiten in Richtung der Paderborner Studie darstellen.

20 A.a.O., 45.

21 Vgl. ebd.